

KALONYMOS

„Hier wird nicht genötigt“

Zur deutschen Erinnerungskultur im 21. Jahrhundert – Eine Herausforderung

Klaus-Michael Kodalle

Die Erinnerungspolitik steht vor einem Umbruch. Opfer und Täter als lebende Zeugen sind bald nicht mehr unter uns. Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit junge Menschen in Freiheit die Verpflichtung übernehmen, sich der Barbarei zu erinnern, die in den berüchtigten zwölf Jahren in Deutschland und der Welt im deutschen Namen verursacht wurde. Freiheitliche Erinnerung bedeutet vor allem: *die Erinnerung muss entmoralisiert werden*. Die Verfilzung zwischen Erinnerung und Schuldvorwurf muss aufgelöst werden.

Der dänische Theologe Sören Kierkegaard hat eine Abhandlung über „Der Liebe Tun, eines Verstorbenen zu gedenken“ verfasst.¹ Weil die Zuwendung zu den Toten völlig ohne Erwartung einer Gegenleistung erfolgt, die Erinnerung hier also reine Gabe ist, völlig frei von jedem Tausch – denn die Toten geben nichts mehr zurück – wählt der Schriftsteller folgendes Bild: Über dem Tor zum Ort des Gedenkens sollte in großen Lettern stehen „Hier wird nicht genötigt“.

Bei allen Aspekten der folgenden Ausführungen geht es hinsichtlich des zukünftigen Gedenkens in Anlehnung an Kierkegaard immer auch um diesen Satz „Hier wird nicht genötigt“.

Wider die Dämonisierung der Täter und die Heroisierung der Widerständigen

Für Jugendliche ist es aufschlussreicher, sich mit den Tätern als mit den Opfern zu befassen - wohlge-merkt: um zu verhindern, dass es künftig wieder neue Opfer geben wird. Es käme darauf an, jungen Menschen klarzumachen, wie leicht in noch zivilen Zeiten aus ganz normalen friedlichen Bürgern fürchterliche Täter werden können.

Dabei ist es zunächst erforderlich, die Dämonisierung der Täter zu unterlassen. Die Täter waren

Menschen wie du und ich, sie liebten ihre Kinder, ihre Familie, waren sentimental zu Weihnachten und konnten herzensgut sein.² Martin Walser mo-kierte sich seinerzeit darüber, dass die Angeklagten im Auschwitz-Prozess von der Presse als Bestien, dämonische Teufel und brutale Sadisten dargestellt wurden. (Auschwitz war ja ohnehin „die Hölle“.) Walser legte den Mechanismus dieser Dämonisierung frei: Je verzerrter die Täter dargestellt werden, desto leichter fällt es Abertausenden von Mit-läufern zu sagen: „Das bin *ich* doch nicht, mit diesen Monstern, diesen Scheußlichkeiten habe ich doch nichts zu tun.“ Die Dämonisierung der Täter erfüllt den Zweck, sich Distanz von dem Grauen zu verschaffen.

Und wenn wir über die Widerstandskämpfer nachdenken, gibt es den gleichen Mechanismus: Wir konzentrieren uns nur allzu gern auf die Heroengestalten wie Bonhoeffer oder Sophie Scholl: Menschen von großer Stärke, *außergewöhnlichem* Mut und hoher Gesinnung. So entstehen Bilder von Heiligen und Märtyrern, die es wiederum dem

Mahnmal für die deportierten
Juden Hannovers



Ruth
Klüger

einzelnen erlauben zu sagen: *Was diese Menschen sich selbst zumuteten, ist ungeheuer beeindruckend, aber das sprengt doch alle Maßstäbe des ‚normal‘ Menschlichen! Angesichts des Menschen in seiner Durchschnittlichkeit wird man doch wirklich nicht sagen können, eine solche das eigene Leben und das der Familie riskierende Haltung hätte jeder anständige Mensch sich zumuten müssen.* Also frage ich, ob es für den Lernprozess junger Menschen nicht wichtiger ist, sich vornehmlich auf die Schindlers zu konzentrieren, auf zwielichtige und keineswegs heroische Gestalten, die aber irgendwann begreifen, dass sie das Ruder bei sich herumwerfen müssen, dass sie es sich selbst schuldig sind, den Bedrängten und Entrechteten zu helfen und sie, wenn irgend möglich, dem Verderben zu entreißen. Es gab viele Schindlers, eben: *durchschnittliche Menschen wie du und ich*, meinerwegen: richtige Schlawiner, die zu menschlicher Größe emporwachsen. Die Geschichten dieser Menschen zu erzählen, dieser *ambivalenten* Figuren, die sich anfangs irren und womöglich Hitler zujubelten und die dann unter inneren Qualen den verbrecherischen Charakter des Regimes mühsam erkennen mussten und im eigenen Urteil und im eigenen Handeln ihre gesamte persönliche Welt- und Werteordnung revidierten. Es sind diese Ambivalenzen im menschlichen Dasein, mit denen wir die jungen Generationen konfrontieren müssen, denn in dieser Ambivalenz stehen sie, stehen wir alle: immer auf der Kippe, die Dinge laufen zu lassen oder Zeitgeistmoden zu huldigen.

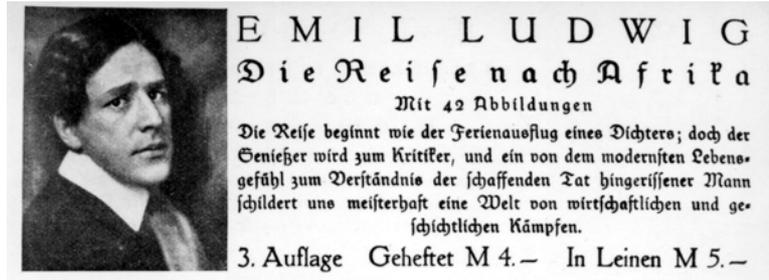
Und nun wird mit Schindler der ‚unreine‘ Charakter eines Weiberhelden und Geschäftemachers präsentiert, der mitten in höllischer Zeit, sich im jovialen Umgang mit den Henkern die Hände schmutzig machend, doch Gutes, Rettung für viele, zu erwirken vermochte. Das wurmt. Denn es brennt vielen, die sich mit der These salviert hatten, „ich hätte an dem Grauen ja doch nichts ändern können“, die Gewissheit in die Seele ein: Ich hätte sehr wohl gekonnt – und sei es in bescheidenem Maße!

In seiner Heimatstadt Osnabrück lebte nach 1945 der Rechtsanwalt und Notar *Hans Calmeyer* (1903–1972). Er bewahrte Stillschweigen über seine Vergangenheit. Calmeyer hat Tausenden von Juden in den Niederlanden das Leben gerettet. Der Jurist amtierte als Referent zur Klärung rassischer Zweifelsfälle bei der Besatzungsverwaltung in Den

Haag und sabotierte nach Kräften die Maßnahmen zur ‚Endlösung der Judenfrage‘.³ Israel ehrte den Retter, der völlig in Vergessenheit geraten war, 1992 posthum mit dem Ehrentitel „Gerechter unter den Völkern“. Erst 1995 würdigte auch die Stadt Osnabrück Calmeyers menschliche Größe. Leute wie Calmeyer mussten in der ‚neuen‘ Bundesrepublik, in der der Ungeist des Nationalsozialismus unterschwellig noch weit verbreitet war, befürchten, von ihren Landsleuten verunglimpft und in ihrer beruflichen Perspektive beschädigt zu werden. Erst mit Spielbergs Film *Schindlers Liste* trat hier eine Wende ein. Nun, nach so langer Zeit, begann man auch an Orten, wo man sich bislang blind gestellt hatte, solche stillen Helden zu ehren.⁴

Selbst noch im KZ gab es das Gute. Überlebende wie *Ruth Klüger* oder *Viktor E. Frankl* berichten davon. Der Psychotherapeut Frankl, der die Niedertracht der SS-Mannschaften ebenso erfahren hat wie widerwärtige Gemeinheit von Mithäftlingen, die, mit bestimmten Aufsichtsposten versehen, ihre Kameraden so schlimm drangsalierten wie die Wachmannschaften, berichtet von dem SS-Kommandanten jenes Lagers, in welchem er selbst gefangen gehalten wurde, die folgende Begebenheit: Bei der Befreiung stellte sich heraus, dass der Lagerführer aus eigener Tasche nicht geringe Geldbeträge insgeheim hergegeben hatte, um aus der Apotheke des nahen Marktfleckens Medikamente für die Lagerinsassen besorgen zu lassen. Daraufhin versteckten jüdische Häftlinge den SS-Mann vor den amerikanischen Truppen und erklärten, sie würden ihn einzig unter der Bedingung ausliefern, dass ihm kein Haar gekrümmt werde. Das wurde zugesichert und der KZ-Kommandant blieb in den folgenden Wochen verantwortlich für die Versorgung der befreiten Häftlinge.⁵

Annie Kraus war Cousine von Georg Eisler, einem engen Freund des Staatsrechtlers Carl Schmitt; 1928 arbeitete sie als dessen Privatassistentin. 1933 brach Schmitt die Beziehungen zu seinen jüdischen Freunden abrupt ab. Annie Kraus konnte später untertauchen. Sie erlebte in Berlin Hilfsbereitschaft von vielen Seiten. Ich stütze mich hier auf einen Brief, den Annie Kraus im Sommer 1947 an einen jüdischen Schüler Schmitts schrieb.⁶ Dieses Dokument ist ein eindringlicher und ans Herz gehender Bericht über die schier unglaublichen Hilfeleistungen, die untergetauchten Juden das Überleben ermöglichten. Aber er ist auch ein



Emil Ludwig,
S. Fischer Verlag Berlin

Text, der gegenüber dem Volk, das eine ungeheure Mordschuld auf sich geladen hatte, ein so großes Maß an Differenziertheit des Urteils und an Nachsicht zum Ausdruck bringt, dass wir von einem eindrücklichen Dokument des Geistes der Verzeihung sprechen dürfen. Natürlich wird hier nicht direkt den Mördern verziehen. Aber in einer Situation, in der differenzierte Erfahrungsschilderungen nicht gefragt waren, weil sie das monolithische Bild des bösen Deutschen unterwandert hätten, muten die Worte dieser Frau geradezu unglaublich an.

Die Situation jener Helfer war durch die verzweifelte Lage bestimmt, „sich schämen zu müssen für etwas, woran sie persönlich unschuldig waren“: „Sie hatten nur die Wahl, ihr Leben immer wieder aufs Spiel zu setzen für etwas, das sie selbst persönlich irgendwie gar nichts anging, und für eine Hilfe, die rein quantitativ doch nur ganz gering sein konnte“. Es gab auch jene, die den Mut zu wirklich eingreifendem Handeln nicht hatten, sondern die schweigend bloß litten, sich schämten und ihr Leben behielten. Auf sie bezogen formuliert diese Exponentin eines Geistes der Nachsicht: „Die Vielen, die diesen Teil erwählten, dürfen wir nicht verurteilen.“

Was Annie Kraus zum Ausdruck bringt, klingt unerhört. Was jene Menschen des „anderen Deutschland“ geleistet haben, wiege das Grauen des Nationalsozialismus auf? Wer dies, fixiert auf *Quantitäten*, zu verstehen sucht, kann nur irritiert den Kopf schütteln. Solche Worte sind vielmehr der Ausdruck eines nachsichtigen Geistes, der sich gegen jede Art von Pauschalurteilen zur Wehr setzt. Das ist die Sprache derer, die zuinnerst als Opfer an dem Geschehenen beteiligt waren. Diese Menschen schaffen durch ihre Art des Urteilens womöglich erst den Raum, in dem die „anderen“ es wagen werden, über die eigene Unbußfertigkeit irgendwann zu trauern und Scham zu empfinden.

Wer solche Stimmen der Differenzierung nicht zur Kenntnis nimmt, weil er an einem homogenisierten Bild „der“ Deutschen interessiert ist, der verurteilt unzählige Akte des Guten und diejenigen, die den Mut hatten sie zu vollziehen, dazu, in den Abgrund des Vergessens geschoben zu werden.

Das umgekehrte Vorgehen ist genauso verwerflich: aus den Spuren des Mitleids und der Zuwendung irgendeinen Anschein der Entlastung für jene gewinnen zu wollen, die mitmachten, feige waren oder in blindwütigem Hass der Vernichtungsmaschinerie zuarbeiteten. Und sollte man gar versu-

chen, den Eindruck zu erwecken, das deutsche Volk *in seiner Mehrheit* sei tatsächlich gegen Judenhass immun gewesen, müsste man sich zu Recht der Unseriosität zeihen lassen. Denn es ließen sich ja mit Leichtigkeit viele Gegenstimmen anführen von Opfern, die *nicht* die Solidarität und Hilfsbereitschaft von Deutschen erfahren haben, sondern im Gegenteil sich verraten und verkauft wissen mußten.

Jede Art differenzierter Sicht auf eine Geschichte des Grauens zerschlägt Pauschalurteile und schafft eine Atmosphäre, in der ein Geist der Nachsicht wirksam werden kann.

Ein Beispiel für das Ringen um die Vermeidung solcher Pauschalurteile gegen „die“ Deutschen aus einem Geist der Nachsicht heraus bietet die Erinnerung an eine Episode aus dem Exil: Nach der Emigration sah sich der Philosoph und Theologe Paul Tillich in Amerika den Stimmen jener jüdischen Emigranten konfrontiert, die zwischen Nazis und Deutschen keinerlei Unterschied mehr gelten lassen wollten. Tillich reagierte scharf und fand dabei die nachdrückliche Unterstützung von Hannah Arendt.

Protest gegen die „umgekehrten Nazis“

Ausgelöst wurde diese Kontroverse von Emil Ludwig. Seine Auffassung bündelte er in dem Satz „Deutschland ist Hitler“. Gegen diese in seinen Augen verwerfliche Identifikation zog Paul Tillich polemisch zu Felde. Eine solche Auffassung musste, so befürchtete er, fatale Auswirkungen auf die Motivation des deutschen Widerstands haben. Am 22. Juli 1942 schrieb Hannah Arendt an Paul Tillich: „Ich muss Ihnen sagen, wie ungeheuer ich mich gefreut habe über Ihren Protest gegen die Ludwig'sche Hetzrede ... Sie haben natürlich ganz recht: es handelt sich um nichts anderes als einen auf den Kopf gestellten Antisemitismus.“ Arendt meinte weiter: *Bei allen Völkern vollzieht sich im Verlauf dieses Krieges eine unerbittliche Trennung zwischen den Lumpen und den anständigen Menschen. Bei uns ist dies nicht der Fall: Der Jude z.B., der gestern noch Franco finanziert oder mit den Nazis Geschäfte gemacht hat, erscheint morgen und erklärt, er sei ein Flüchtling. Das Schlimmste ist, dass er recht hat; er ist wirklich ein Flüchtling, ganz egal, was er wirklich getan oder gewollt hat.*

Andere Streiter in jener Kontroverse formulierten: „Die Opfer nehmen denselben Kollektiv-Hass gegen alle an, die sie äußerlich auf der Seite der Unterdrücker sehen.“ Wenn auf diese Weise der Hass



Walter Benjamin

das Urteilen steuere, werde man nur allzu leicht „ein umgekehrter Nazi“. Geradezu mit Leidenschaft setzten sich damals jüdische Emigranten für die Überzeugung ein, dass trotz der barbarischen Exzesse „das andere Deutschland“ keineswegs verschwunden sei.⁷

Einsprüche gegen die Mythisierung des Holocaust

Stellvertretend für viele andere Stimmen wähle ich einen Philosophen und einen Schriftsteller aus, um Geschichtsdeutungen zu charakterisieren, die den Holocaust *entgeschichtlichen* und ihn damit im Grunde einem rational gestalteten Erinnerungsdiskurs entziehen.

Dem Philosophen Robert Nozick zufolge hat die Menschheit „ihren Anspruch auf Fortbestehen verloren“.⁸ Sie „verdient es einfach nicht mehr, *nicht* vernichtet zu werden“. Die Aussicht auf Entschuldung ist grundsätzlich verstellt. Daraus wäre eigentlich nur *eine* Konsequenz zu ziehen: die Selbstausslöschung des misslungenen Schöpfungsexperiments. Da indessen das unheilvolle Leben weitergeht, wagt es Nozick, uns die Paradoxie anzunehmen, die Menschheit müsse eben die Arbeit an der Selbsterlösung auf sich nehmen – ohne Aussicht natürlich, auf diese Weise je zu einer Entschuldung zu gelangen. Wer dieses entsetzliche Gedankengebilde des Hypermoralismus akzeptiert, muss auf eine Veränderung der menschlichen Natur setzen. Genau das hält dieser Philosoph für erforderlich: „Vielleicht müssen wir uns in Wesen verwandeln, die unglücklich sind und die leiden, wenn andere es tun.“ – Ich stimme kritischen Kommentaren zu, die bezüglich dieser Vision der „Erlösung“ unserer Spezies von Kryptotheologie des Holocaust reden, die auf eine *Besiegelung* der Unheilsgeschichte hinauslaufe. Ein hilfloser Fundamentalismus der Negativität, der der Geschichte jede Chance eines Neubeginns bestreitet, stellt ein ziemlich primitives Eindeutigkeitsbedürfnis zufrieden.

Das Wort „Holocaust“ bezeichnete ursprünglich eine Kulthandlung: Ein Opfertier wurde ganz und gar verbrannt. Der Begriff für eine *gottesfürchtige* Handlung wird hier also auf das Geschichtsereignis „Massenmord an den europäischen Juden“ angewandt. Man könnte dies als total pervers anprangern, gäbe es nicht in der Tat auch die Tendenz, das geschichtliche Ereignis auf die Ebene quasi-sakraler Deutung zu heben. Der Kündler einer *Sakralisierung*

des Holocaust ist *Elie Wiesel*. Man verwendet in diesen Kreisen u.a. das Wort „heilig“ für das Ereignis. Diesen Denkern ist der Holocaust der Offenbarung am Sinai ebenbürtig. Wer sich gegen solche Versuche der Mystifizierung wendet, macht sich in ihren Augen des Antisemitismus schuldig.

In einem Artikel von Wiesel mit dem Titel „Trivialisierung des Holocaust“ hieß es: *Der Holocaust transzendiert die Geschichte. Die Toten besitzen ein Geheimnis, das zu erlangen wir Lebenden weder wert noch fähig sind. Der Holocaust ist das ultimative Ereignis, das ultimative Mysterium, das nie verstanden oder mitgeteilt werden kann. Nur diejenigen, die dort waren, wissen, was es war; die anderen werden es nie wissen.*⁹

Kontrast: Verzeihung als ‚Klima‘ der Vergegenwärtigung

Das Wort Nachsicht ist schon mehrfach gefallen. Dabei geht es um die Philosophie des Verzeihens, die seit langem ein zentraler Gegenstand des Nachdenkens jüdischer Philosophen ist. Der Erinnerungsprozess junger Menschen in Deutschland kann womöglich durch Impulse eines Geistes der Verzeihung inspiriert werden. Wohl gemerkt: *Niemand kann stellvertretend für die Opfer verzeihen*. Und doch ist es so, dass nichts den Bann einer negativen Geschichte so sehr zu durchbrechen vermag wie ein Impuls des Verzeihens. Es ist ein höchst erstaunlicher Vorgang, dass im 20. Jahrhundert die Philosophie der Verzeihung gerade bei jüdischen Autoren differenziert entfaltet wird, u.a. bei Walter Benjamin und Hannah Arendt. Auch Emmanuel Levinas hat in seinem Werk die Vergebung zentral als „das eigentliche Werk der Zeit“ erläutert und Jacques Derrida hat durchaus mit Blick auf die Schoah die Verzeihung des Unverzeihlichen als das schlechthin Extra-Ordinäre zu bedenken gegeben.

Etwas ausführlicher will ich mich mit Vladimir Jankélévitch beschäftigen, einem Philosophen, der ein vorzügliches Buch über den Sinn des Verzeihens vorgelegt hat. Jankélévitch (1903-1985) hat in der Résistance mitgearbeitet; 1940 wurde er aufgrund seines Judentums als Professor amtsenthoben. Klar und unmissverständlich hat er die Weigerung zum Ausdruck gebracht, in Verhältnissen, die auf den Holocaust bezogen sind, das Postulat der Verzeihung ernsthaft einzubeziehen.¹⁰

Wer wollte ein Fragezeichen hinter sein Urteil



Vladimir
Jankélévitch

setzen, dass die ungeheuren Verbrechen der Deutschen während der NS-Zeit es verdienen, „monströs“ genannt zu werden. Doch ist es wichtig, die entscheidende Prämisse der Argumentation in Jankélévitchs polemischen Ausführungen dezidiert hervorzuheben: „Die“ Deutschen werden auch im Jahr 1971 durchgängig als „Monster“, „Bestien“ und „Hunde“ bezeichnet. Und die zweite Prämisse: Da das Verbrechen in seiner Dimension schlechthin maßlos war, kann ihm kein Strafmaß zugeordnet werden. Und so ist auch der Gedanke der Verzeihung hinfällig.

Auch die Jugend, die moralisch den Holocaust nicht zu verantworten hat, wird in die Vorwürfe einbezogen: Jankélévitch beklagt das „fundamental gute Gewissen“ der Jugend, „das Fehlen von Spontaneität, auf die Opfer zuzugehen. „Wenn der Schuldige fett und gut genährt ist, reich gemacht durch das ‚Wirtschaftswunder‘, ist die Verzeihung ein unheimlicher Scherz. Nein, die Verzeihung ist nicht für Schweine und ihre Säue gemacht, und die Verzeihung ist in den Todeslagern gestorben.“

Diese Überzeugung einer Permanenz der Schuld und des aus ihr erwachsenen Verhängnisses hat einen jungen Deutschen namens Wiard Raveling 1980 zur Entgegnung veranlasst.¹¹ Jankélévitch hatte in seiner Bitterkeit herausgestoßen: „Sie haben 6 Millionen Juden getötet / aber sie schlafen gut / sie essen gut / und die Mark hält sich gut.“ Raveling nimmt in seinem Brief diese Zeilen zum Ausgangspunkt und berichtet über seine Befindlichkeit – und dass er wahrlich nicht gut schlafe. Er schreibt, dass er an seinem Land leidet, welches in Wahrheit voller Komplexe und Unsicherheiten steckt, das seinen Platz und seine Identität sucht, ein Land, das voller Schuldiger und Unschuldiger, Arroganter und Demütiger, Opportunisten und engagierter Leute ist, und das vor allem eine Jugend hat, die schwer an der Geschichte trägt und die der Sympathie und der Unterstützung anderer Völker bedarf. Raveling berichtet von seinen Kindern und den Gesprächen, die er mit ihnen führen wird, um ihre Sympathie für jene zu wecken, die einst unter den Deutschen gelitten haben. Aber vermeiden will er, ihnen ein schlechtes Gewissen zu implantieren. Der junge Vater ist sich ziemlich sicher, dass seine Kinder nicht mehr allzu viele Komplexe haben werden – und auch kaum noch gefährliche Vorurteile. Schließlich lädt Raveling den Philosophen zu sich in sein Haus nach Deutschland ein.

Fünf Tage bevor Jankélévitch reagierte, richtete dessen Freund Francois-Régis Bastide einen Brief an Raveling. Bastide bekennt sich zu seinem Freund, den er liebt, aber er distanziert sich von dessen „Nicht-Verzeihen“. Dabei betont Bastide, er selbst habe zwanzig Jahre gegen die Deutschen gekämpft und unter ihnen gelitten. Aber er liebe Deutschland, und seine kleine Tochter befinde sich in diesem Moment in einer Familie in Nordrhein-Westfalen. Abschließend bittet Bastide den Deutschen, „beurteilen Sie nicht die Haltung aller französischen Juden nach den schrecklichen Worten meines Freundes“.

In seiner Antwort vom 5. Juli 1980 zeigt sich Jankélévitch von den Worten Ravelings betroffen: Zum ersten Mal habe er einen Brief aus Deutschland erhalten, der nicht ein Brief der Selbstrechtfertigung sei. „Ich habe 35 Jahre lang auf diesen Brief gewartet.“ Jankélévitch lädt den Deutschen zu sich nach Paris ein; er werde empfangen werden mit einem Gefühl der Dankbarkeit, wie ein Bote des Frühlings. Und er versichert dem jungen Mann: „Wir werden nicht über das Grauen sprechen. Vielmehr werden wir uns am Piano versammeln.“ Und tatsächlich hat Jankélévitch alle Themen, die das Verhältnis von Deutschland und Frankreich in Vergangenheit und Gegenwart berührten, systematisch vermieden. Aber das Eis war gebrochen. Doch allen Bemühungen des Deutschen, mit dem Philosophen auch über die finsternen Seiten seines Lebens ins Gespräch zu kommen, wich Jankélévitch aus.

Auf einer ganz anderen Ebene liegen die im Folgenden geschilderten Geschichten, die vom Verzeihen inspiriert sind.

Albert Speer zeichnete sich vor den anderen Schergen des Systems dadurch aus, dass er nicht zögerte, seine Schuld öffentlich einzugestehen. Aber immer wieder waren diese Eingeständnisse auch pauschal und liefen auf Selbstentlastung hinaus. Doch dann widerfuhr ihm in den letzten zehn Jahren seines Lebens noch einmal etwas Ungeheuerliches: Eine belgische Widerstandskämpferin wandte sich an Speer und es entwickelte sich eine Freundschaft zwischen beiden, die dazu führte, dass Speer, angerührt durch diese wirkliche, liebevolle Zuwendung einer einstigen Feindin, sein Gewissen so ehrlich und selbstquälerisch erforschte wie nie zuvor.¹²

Einer der bedeutendsten Denker Israels war Jeshajahu Leibowitz.¹³ Dieser alte Mann, leidgeprüft

durch die Geschichte, von der er redet, trug – ohne eine Spur von Barmherzigkeitssentimentalität und Verzeihungsattitüde – ständig Argumente vor, die *indirekt* von der *Totalitätsbürde* der Schuld entlasten. Leibowitz ordnete die Exzesse der Deutschen einer „Barbarisierung des Bewusstseins“ zu, die „Zeichen der allgemeinen Mentalität ist, die unsere Welt beherrscht, und von der auch wir (= die Juden) nicht ganz frei sind.“ Leibowitz zögerte nicht, in *diesem* Gesprächszusammenhang auf die Defizite in den öffentlichen Reaktionen Israels angesichts israelischer Verbrechen an arabischen Kindern hinzuweisen: „Wir haben keine Vernichtungslager errichtet, aber die Mentalität, die die Vernichtungslager ermöglichte, gibt es auch bei uns.“ Einer, der selbst Opfer der Geschichtsbarbarei geworden ist, bringt das über die Lippen – zum Zorn derer, die den Holocaust zum identitätsbestimmenden Inhalt ihres Judentums machen. Ich, als Deutscher, verstehe diese Argumentationsstrategie als ein *indirektes* Zeugnis für einen Geist der Verzeihung, der allerdings missbrauchbar würde, wenn er sich direkt artikuliert; Leibowitz wählt deshalb einen Diskurs, der die *allgemein* menschliche Niedertracht betont: „Was die Nazis auch immer gemacht haben, sie waren Menschen, und auch die Juden sind Menschen.“

Viele Jahre später bringt ein jüngerer Autor mit ähnlichen Thesen die israelische Öffentlichkeit gegen sich auf. Abraham Burg hat 2007 ein Buch mit dem Titel „Hitler besiegen“ vorgelegt. Darin greift er massiv die politische Kultur Israels und ihre Fixierung auf den Holocaust an. Burg weigert sich strikt zu akzeptieren, dass Hitler weiterhin – sozusagen *ex negativo* – identitätsbestimmend für die jüdische Existenz bleibe. Die pathologische Konsequenz daraus sei nicht zuletzt, dass man in der israelischen Öffentlichkeit den gegenüber Palästinensern praktizierten Rassismus leugne.

Die Funktionalisierung des Holocaust durch die Vererbung des Opfer- und Täterstatus auf die nächsten Generationen hat fatale Wirkungen. Die Nachkommen sind teilweise unerbittlicher dem Freund-Feind-Denken verhaftet als die Zeitzeugen selbst. Wie lässt sich der Bann einer dogmatisierenden Festschreibung des Opfer- und Täterstatus über die Generationen hinweg aufbrechen? Der Historiker Jörn Rüsen kommt zu dem Ergebnis: *Durch Vergebung wird der Bereich Moralität als mentale Kraft der Identitätsbildung überschritten.*

*Sie gibt beide – die, die vergeben und die, denen vergeben wird – zurück an sich selbst, und zwar auf einer Ebene von Identität, die jenseits der strengen Geltung universalistischer Werte liegt. Es ist die Ebene einer vor- und nachmoralischen Selbstannahme. Vergebung ist Selbstgewinn aus dem historischen Verlust der eigenen Menschlichkeit.*¹⁴

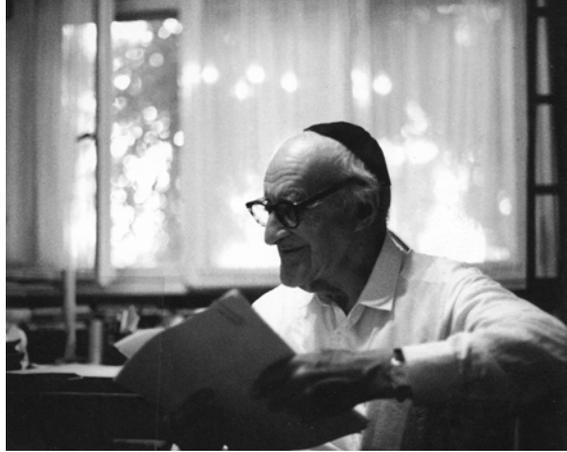
Das umstrittene Verzeihen der Eva Mozes Kor

Eine nicht gelinde Aufregung hat Eva Mozes Kor ausgelöst. Sie war als Kind Opfer der medizinischen Experimente in Auschwitz („Zwillingsforschung“). Der berühmte Arzt Josef Mengele hatte diese Experimente in Verbindung mit dem Direktor des Berliner Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, durchgeführt. Ungefähr 1500 Zwillingspärchen wurden den tödlichen Experimenten unterworfen; nach Schätzungen überlebten weniger als 200 Menschen diese wissenschaftlich abgestützte Barbarei.

Wieder ist ein ganz persönliches Erlebnis zwischen Täter und Überlebender für eine ungeheure Wendung ausschlaggebend geworden. Das Opfer der Folter suchte den deutschen Arzt Hans Münch auf, der in Auschwitz gearbeitet hatte – als Kollege Mengeles. Nach dem Krieg war der SS-Mediziner als Kriegsverbrecher angeklagt, aber schließlich freigesprochen worden. Anders als sein berühmter Kollege hatte Münch keine Menschenversuche durchgeführt.

Unglaublich nervös sei sie gewesen, als sie damals an Münchs Tür geklingelt habe, berichtet Kor.¹⁵ Aber dann öffnete ihr ein älterer Herr mit schlohweißem Haar, sauber gestutztem Vollbart und schüchternem Lächeln. Ja, er sei bei Vergasungen dabei gewesen, gestand der Mann ein: „Und das ist mein Problem“. Noch immer leide er deswegen unter Depressionen und Alpträumen. Kor hatte ein Monster gesucht und einen Menschen gefunden, der anscheinend mit seiner Schuld kämpfte. „Ich habe mich dann entschieden, Münch einen Brief zu schreiben, in dem ich ihm vergebe“, sagt Kor.“

Aber die resolute Auschwitz-Überlebende ging noch weiter. Als im Januar 1995 der Befreiung ihres KZs vor 50 Jahren gedacht wurde, nahm Eva Kor Münch mit. Auf dem schneebedeckten Gelände des Vernichtungslagers verlas sie vor der anwesenden Presse ein Schuldeingeständnis Münchs, das Kor als Zeugenaussage gegen jede Art von Auschwitzlüge verwenden wollte. Und dann sagte sie: „In



Jeshajahu
Leibowitz

meinem eigenen Namen vergebe ich allen Nazis.“

Andere ehemalige KZ-Insassen reagierten empört; die private Amnestie Kors sei „unanständig“, schimpfte eine Frau, die ebenfalls zu Mengeles Zwilingskindern gehörte. Eva Mozes Kor ist sich sicher, dass sie das Richtige getan hat. „Ich fühlte, wie eine ungeheure Last aus Schmerz von mir genommen wurde. Ich hätte nie gedacht, dass ich so stark sein kann.“ Weiter im *Spiegel*-Bericht: *Indem sie persönlich ihren schlimmsten Feinden verzieh, habe sie endlich ihre Opferrolle abstreifen können. Ihre Vergeltung sei kein Vergessen, betont Kor, „Denn was ein Opfer tut, ändert nichts daran, was passiert ist.“*

Eine Kritik an der Verzeigungsbereitschaft der Frau Kor könnte lauten: In dem Willen, sich aus der pathologischen Fixierung auf den Opferstatus mit aller Macht zu lösen und der daraus folgenden umfassenden Ausweitung des personalen Bezugs auf tendenziell „alle“ Nazis, gehe die personale Bindung des Verzeigungsaktes völlig verloren. Die aus der empfangenen Verzeigung erwachsende Pflicht des einzelnen Täters, in sich zu gehen, scheint sich abzuschwächen, wenn der einzelne, dem Verzeigung gewährt wird, nur ‚einer unter vielen‘ ist! So wie der Akt des Verzeihens zur Vertiefung des Selbstverhältnisses beitragen kann, indem er die Schichten der Selbstrechtfertigung und Verdrängung durchschlägt und das Ich in eine neue wahrhaftige Selbst-Konfrontation hineinreißt, so kann eine *zu leicht* gewährte Verzeigung auch in einer billigen Anpassung an eine allgemein erwartete Gesinnung versanden, ohne dass die Person des Täters sich *wahrhaftig* einem radikalen Veränderungsprozess ausgesetzt hätte. So jedenfalls könnte es Frau Mozes Kor mit dem Arzt Münch ergangen sein, der sich zu allerhand entgegenkommenden Handlungsweisen bewegen ließ, der aber womöglich einer zutiefst nazistischen Gesinnung verhaftet blieb. Es gibt nämlich einen Bericht, demzufolge Münch, als er mit Frau Mozes Kor an besagter Gedenkveranstaltung teilnahm und von ehemaligen Häftlingen, die Frau Kors Initiative als „scheußlich“ empfanden, mit Schmähungen bedacht wurde, die Fassung verlor und sich die in ihm aufkeimende Wut in antisemitischen Ausdrücken manifestierte.

Obwohl es also keinerlei Gewähr gibt, dass der extra-ordinäre Akt des Verzeihens auf der Täterseite zu einer tiefgreifenden Revision des Selbst- und Weltbildes führt, gibt es doch keine ernsthafte Alternative zu der Einsicht, dass *Täter* nur dann, wenn

ihnen glaubhaft der Eindruck vermittelt wird, ihre Würde als menschliche Wesen sei nicht mehr grundsätzlich infragegestellt, fähig werden, sich ihrer eigenen Geschichte zu stellen und sie nicht länger zu verdrängen. Die ehemalige Nazi-Funktionärin M. Maschmann berichtet von sich: *Die verzeihende Liebe, die mir begegnet war, schenkte mir die Kraft, unsere und meine Schuld anzunehmen. Erst jetzt hörte ich auf, Nationalsozialist zu sein.*¹⁶

Bewältigung der Vergangenheit und zukunftsbezogene Erinnerung

1. 1967 veröffentlichte Max Horkheimer eine Stellungnahme zum Thema „Bewältigung der Vergangenheit“, in der er starke Zweifel bekundete, dass die gängige Behandlung der Hitlerzeit dazu angeht sei, die historische Erkenntnis zu vertiefen.¹⁷ „Zur Erkenntnis dessen, was im Dritten Reich geschah, bedarf es nicht der kollektiven Schuldbekennnisse, sondern ehrlicher, gesellschaftlich-historischer Aufklärung nicht nur über das Hitlerreich, sondern über Geschichte schlechthin.“ Es käme darauf an, die Jugend auf die Bewältigung der Zukunft vorzubereiten und nicht so sehr auf die Bewältigung der Vergangenheit. Auch gehe es „um ein wahres Selbstbewusstsein, im Gegensatz zur heute sogenannten Bewältigung, die das Selbstbewusstsein“ verletze.

2. In der *Zeit* (2005.35) war ein Interview mit Amos Oz abgedruckt und in Nr. 37 unter dem Titel „Einspruch, Herr Oz“ die Stellungnahme einer 18-jährigen Gymnasiastin. Laura Hänsel nahm die Bemerkung, Juden in Israel hätten immer noch unter den Folgen des Holocaust zu leiden, während junge Deutsche wie normale Westeuropäer lebten, zum Anlass, dem berühmten Schriftsteller zu widersprechen: *In meinem Freundeskreis ist das Bewusstsein über die deutsche Vergangenheit sehr ausgeprägt. Gerade gestern habe ich mit meinen Freunden ausführlich über den Holocaust gesprochen, vor allem darüber, wie wir Jungen damit umgehen sollen. Das Thema ist an der Schule omnipräsent und fächerübergreifend.* Wenn der Anschein aufkomme, als ob diese junge Generation nichts mehr vom „Dritten Reich“ wissen wolle, so liege das an dem Umstand, *dass wir Jugendlichen uns für etwas zur Verantwortung gezogen fühlen, wofür wir nichts können. Wird man im Ausland nach seiner Nationalität gefragt, antwortet man nur beschämt, und ich kann Ihnen kaum beschreiben, wie sehr ich mich danach ge-*



Ignatz Bubis (1927–1999).
Vorsitzender des Zentralrats
der Juden in Deutschland
1992–1999

sehnt habe, auch mein Land einmal ausgiebig zu feiern, als ich in diesem Sommer einem Straßenfest in New York beiwohnte. Doch allein der Gedanke daran scheint verwerflich. – Es mag Leute geben, die stolz sind auf diesen „Erziehungserfolg“. Es mag andere geben – zu ihnen gehört der Schreiber dieser Zeilen –, die diese Folgen einer Moralisierung der Erinnerung für pathologisch und für gesellschaftlich gefährlich erachten, weil sie zu einem Überdrusseffekt führen können. Allein eine Entmoralisierung des Erinnerns wird von den obsessiven Formen der Präsenz einer Verbrechensgeschichte befreien.

3. Die Sprecher des Judentums in Deutschland haben bei ihren Ansprachen den Kollektivschuld-Vorwurf nicht erhoben. Nachdrücklich bestätigen sie, dass ein Klima des Schuldvorwurfs, bezogen auf junge Generationen, geradezu kontraproduktiv ist hinsichtlich des berechtigten kulturellen Interesses, die Erinnerung an die Verbrechen aufrecht zu erhalten. So hat der Zentralrat der Juden in Deutschland einen Neubeginn bei der Vermittlung des Themas Nationalsozialismus gefordert. Er riet dazu, vor allem Jugendliche mit dem Thema Holocaust nicht zu überfordern. „Nur, weil jemand Deutscher ist, ist er nicht schuldig.“ Gleichwohl müsse aus dem Wissen heraus, was 1933–1945 passiert sei, eine Verantwortung für jeden erwachsen.

Vor dem Hintergrund der Schuldgefühle, die selbst junge Menschen noch immer haben, ist es wichtig, diesen Unterschied aufzuzeigen und deutlich zu machen, dass es vieles gibt in diesem Land, worauf wir auch stolz sein dürfen. Schließlich werden sie nur dann ein neues Bürgerethos entwickeln können, wenn sie sich einen gesunden Patriotismus zu eigen machen. Denn nur wer sein Land liebt, kann sich für die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen in ihm verantwortlich fühlen. Nur wer sein Land bejaht, sich mit seiner Nation und ihrer Geschichte identifiziert, wird sich einmischen, statt gleichgültig die Achseln zu zucken, wenn braune Horden durch unsere Städte stiefeln.

So äußerte sich 2008 die Präsidentin des Zentralrats der Juden, Charlotte Knobloch, in einer Weimarer Rede¹⁸. Und sie fuhr fort: *Wenn ich also von Erinnerung spreche, geht es mir nicht darum, hin und wieder ein Betroffenheitsritual zu zelebrieren. Nein. Wir erinnern uns, weil wir dabei lernen können, wie leicht sich Menschen verführen oder*

zumindest gleichschalten lassen. Gedenkveranstaltungen helfen uns dabei, die Routine des Alltags zu unterbrechen, bewusst inne zu halten und uns unsere Verpflichtung aus der Geschichte vor Augen zu führen.

Stark gekürzte und überarbeitete Fassung des gleichnamigen Beitrags aus dem Buch: „Wende-Zeit im Verhältnis von Juden und Christen“, S. 307–347.

Klaus-M. Kodalle ist Professor (em.) für Philosophie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

1. In: Sören Kierkegaard, *Der Liebe Tun. Etliche christliche Erwägungen in Form von Reden. Gesammelte Werke, 19. Abt.*, Grevenberg Verlag, Düsseldorf/Köln 1966, S. 378–392.
2. Vgl. Tzvetan Todorov, *Angesichts des Äußersten*, München 1993
3. *Die Zeit* hat in einem Dossier über „die anderen Schindlers“ (April 1994) auch über Calmeyer berichtet. (S. auch das Archiv von Yad Vashem)
4. Vgl. Wolfram Wette, *Verleugnete Helden*, *Die Zeit* 8. Nov. 2007, Nr. 46, S. 96
5. V.E. Frankl, *Trotzdem Ja zum Leben sagen ...*, München 1982
6. Abgedruckt F.A.Z. 20. Juli 2007, Nr. 166, S. 35
7. Alle Zitate u. Hinweise zu dieser Kontroverse aus: A. Christophersen u. C. Schulze, *Chronologie eines Ekklats. Hannah Arendt u. Paul Tillich ...*, sowie ihrem Briefwechsel; beides in *Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte* 9/2002, S. 98–156
8. R. Nozick, *Der Holocaust ...*, München 1991, 262–269 (hier auch die weiteren Zitate)
9. E. Wiesel, *All Rivers Run to the Sea – Memoirs*, New York 1995, S. 4f., 37, 150
10. V. Jankélévitch, *Das Verzeihen, Essays zur Moral u. Kulturphilosophie*, Frankfurt 2003, S. 243–283
11. Aus dem literarischen Magazin *Sommaire*, Ausgabe Juni 1995 (Nr. 333), S. 52–58
12. G. Thomas, *Sind Sie ein Engel, der geschickt wurde, mir zu helfen?* F.A.Z., 27. März 2007, Nr. 73, S. 44
13. Er führte 1987 *Gespräche über Gott und die Welt* mit M. Shashar. Dt. Ausgabe Frankfurt 1990
14. J. Rüsen, *Über einige Bewegungen in der Geschichtskultur ...*, in *Zeitgeschichten ...*, hg. v. J. John u. a., Essen 2005, S. 206–213
15. *Vergebung für einen Teufel* – so überschrieb Spiegel online, 8.12.2005, einen Bericht von R. Heflik zu Eva Mozes Kor, der hier ausgewertet wurde
16. M. Maschmann, *Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch*, Stuttgart 1963, S. 213
17. M. Horkheimer, *Bewältigung der Vergangenheit*, in d. Schulzeitschrift *Prisma*, Heringen 1967
18. S. *Thüringische Landeszeitung* vom 19. April 2008



Wende-Zeit im Verhältnis
von Juden und Christen, hg.
v. S. v. Kortzfleisch,
W. Grünberg, T. Schramm,
Berlin 2009

Friedhofsimpressionen

Nils Kayser

In diesem Teilabdruck eines Briefs an die Kalonymos-Redaktion beschreibt unser Leser seine Eindrücke von Besuchen jüdischer Friedhöfe insbesondere in Südwestdeutschland.

Die Friedhöfe im unmittelbaren Stadtgebiet wie *Mannheim, Darmstadt* (beide ständig benutzt, auffallend viele russische Namen auf den neuen Steinen) oder *Wiesloch, Wertheim, Wachenheim* sind alle gut geschützt, werden sichtlich gepflegt (Wertheim durch unmittelbar angrenzende Häuser mit Glas- und anderem Abfall gefährdet; Wiesloch durch Flaschen, Dosen, Gläser, die von nahen Wegen über die Mauer geworfen werden). Von Verbundfriedhöfen sind *Hemsbach, Rapp nau-Heinsheim, Berlichingen-Schöntal, Rexingen* und *Hohebach* in sehr gutem Zustand, werden auch oft mit Stolz erwähnt. In diesem Zusammenhang bemerkenswert ist die EU-Initiative *Pfade der Stille* in Baden-Württemberg Landkreisen, bei der vier Wanderungen vorgeschlagen werden, die jeweils einen jüdischen Friedhof einbegreifen.

Weniger gut steht es mit **Bödighheim**, wo es auffallende Unterschiede in der Pflege älterer (schlecht) und neuerer Steine gibt und wo die erhaltene *Tahara* pfleglos verfällt. (Verantwortlich ist laut Schild die *Untere Naturschutzbehörde Buchen* – das klingt nicht Vertrauen erweckend.)

Ingenheim (Pfalz) liegt zwischen Weinbergen und Wohnhäusern, ist durch hohe Bäume (eine herrliche Kastanienallee) ausgezeichnet, hat aber Grabstätten, die derart mit Efeu und Brombeeren überwachsen sind, dass nichts mehr sichtbar ist. Hier wie in anderen Fällen besonders bei ganz angefressenen Grabsteinen: soll man wirklich „die Natur“ weiter wuchern lassen oder versuchen, ein „Dornröschen“ zu wecken?

Leider ist **Essingen** – dort waren wir 2008 mehrmals – nicht mehr in dem Erhaltungszustand, den die Aufnahmen im „Baldachin“ zeigen. Nicht die Schäden durch Wind und Wetter, die teilweise schlechte Lesbarkeit, sondern mangelnde Pflege: Efeu und anderes Gestrüpp, die ganze Stelen bedeck-

cken und tief liegende Zeilen ganz unleserlich machen. Es wird anscheinend (selten) Gras gemäht, aber sonst bewegt man sich im Sommer zwischen Brennesselwäldern, stolpert im Herbst über Hügel und Löcher verschiedenster Grösse (darunter ein Fuchsbau), freut sich über ungestörte Natur

(Vögel vom Bussard bis zum Zaunkönig), ist aber doch etwas alarmiert: Essingen hat derart reichhaltige, künstlerisch und historisch bedeutsame Steine, dass eine sorgsamere Pflege unbedingt nötig ist.

Und dann noch **Waibstadt**, ein wirklich bemerkenswerter Ort der Stille, ein erstaunlich grosser Schatz. Wir haben dort in den letzten Wochen mehrfach versucht, Efeu, Farn, viele kleine Bäumchen zu entfernen oder zu beschneiden, und meine Frau erprobt dort beim Entziffern alter Steine dem Selbstunterricht entstammende Hebräisch-Kenntnisse, wobei Ihre Hinweise auf gängige Abkürzungen vom *Pe-Nun* bis zum *Sela* von grossem Nutzen sind. Waibstadt (die letzte Beerdigung war 1943) ist jetzt besser gepflegt als vor Jahren, aber längst nicht so, wie es nötig wäre. Vor allem fehlt eine richtige Einzäunung: Der Zaun endet einfach irgendwo im Wald, nachdem er vom Spazierweg abgezweigt ist. Folge: Wildschweine im Friedhofsgelände (Wühlspuren), ganze Gruppen von Nordic Walkern, natürlich ohne Kopfbedeckung die Herren und laut, oder als Clou ein kläffender Spaniel mit Stock im Maul, der einem französischen Touristen gehört, dessen „Ici!“ ihn aber nicht rührt ... Die Tür im Zaun schliesst nicht und die Nähe des imposanten Weil-Mausoleums zieht immer wieder Besucher an. Hier müsste viel getan werden, manche Grabsteine sind in Schrift und Schmuck derart schön, dass sich eine Monografie lohnen würde. Ließe sich nicht eine Bestandsaufnahme wie z.B. *Schwarzrheindorf* verwirklichen?

Es gibt in *Neckarbischofsheim*, dem Nachbarort



von Waiblingen eine Gruppe von Menschen, die mit der Pflege jüdischen Gedächtnisses (Judaica in einem Heimatmuseum, alljährliche Erinnerung an den 9/10. November 1938, Gymnasiasten, die Steine mit Namen und Daten ermordeter jüdischer Bürger am Mausoleum niederlegen) im Stillen viel



Gutes tun. Für solche Menschen und für viele andere wäre ein von Ihrem Institut angeregtes bzw. veröffentlichtes Buch über Waibstadt eine grosse Freude und Bereicherung – abgesehen vom wissenschaftlich-historischen Wert.

Liesse sich nicht auch an einen *Verein Jüdische Friedhöfe* denken, ähnlich der *Kriegsgräberfürsorge*?

In Lenzen an der Elbe fand ich kürzlich den lebensvollen Grabstein der „ehrn- und tugentreichen Anna Goezens des ehrn- u. achtbarn Andreae Griebens, charf. Br. Gleidmans eheliche Hausfrau“, die nach alter Überlieferung die „Bretzel Salve“ gestiftet hat, eine seit Alters für Lehrer und Schulkinder bestehende kirchliche Feier jeweils am Freitag vor Palmarum. Nach gemeinsamem Gesang und einer Ansprache des Geistlichen erhielt jedes Schulkind 3 Brezeln und 2 Bogen Schreibpapier, jeder Lehrer 12 Brezeln und 12 Bogen Schreibpapier. Die Brezeln wurden von den Kindern *Daupieren* (Regenwürmer) genannt.

Der Grabstein trägt über dem Porträt der „Bretzeltante“ die Worte: „Ihre Seele sey eingebunden

ins Bündlein der Lebendigen“. Auf einem protestantischen Grabmal ist das für mich das erste Beispiel von 1. Sam. 25,29. Sie kennen sicher andere.



Inzwischen zwei Besuche in Rheinland-Pfalz: **Bingen**, wo der neuere Teil des jüdischen Friedhofs von Angestellten der Stadtgärtnerei sichtlich gepflegt wird, der ältere aber sehr verwahrlost und unter Brombeeren oft kaum erkennbar ist. Ein Vergleich mit Fotos im „Baldachin“-Buch (*Jüdische Friedhöfe in Rheinland-Pfalz*, 1996) zeigt die Überwucherung durch Mutter Natur in wenigen Jahren. Die Gärtner hatten versprochen, das Tor während ihrer Mittagspause nicht abzuschliessen, vergaßen das und hätten uns eingeschlossen, wenn nicht eine Bingenenerin mit riesigem Schlüssel erschienen wäre, die dort Grabsteine pflegt und auch gleich an die Arbeit ging.

Es gibt einen *Verein Jüdisches Bingen* – könnte der nicht aktiv werden?

Der zweite Besuch galt **Essingen**, wo leider seit letztem Jahr nichts Pflégliches geschehen ist. Hier wäre eine Intervention beim Bürgermeister nötig.

Herzlichen Dank für die Nummern des „Schönnamigen“, die wir mit grossem Interesse lesen. Da fällt mir beim Gedanken an das köstliche (Büchernen-)Wolfskehl-Gedicht (Kalonymos 2007.2–3, S. 4) noch ein weiterer Friedhofsbesuch ein: Darmstadt, wo alles ganz vorbildlich und geradezu beispielhaft „gewartet“ wird. Aber da handelt es sich um einen – siehe die russischen Namen – heute benutzten *Guten Ort*.

Wessen Tote?

Jonathan Wittenberg

Die Straße nach *Neveh Shalom – Wachat-al-Salam* – steigt steil an, vorbei an der wunderschönen Klosteranlage von *Latrun*. Man keltert und verkauft dort Wein. Beeindruckt war ich von den Gebäuden und herrlichen Gärten – und von der Stille, die diesen friedvollen Ort der Hingabe umfing.

Wann immer ich über die Kriege in Israel nachdachte, pflegte ich an „unsere Verwundeten“ und an „ihre Verwundeten“ zu denken, an „unsere Toten“ und an „ihre Toten“. Meiner Meinung nach zählten letztere wesentlich weniger. Das war keine bewusste Entscheidung. Es hing nur damit zusammen, dass die zuerst Genannten auf meiner Seite

standen, zu Familien gehörten, die ich hätte kennen können. Sie waren der Anlass zu tiefer Trauer, die ich – wenn auch mit gewisser Distanz – als ich herangewachsen war, teilen sollte. Ihr Tod war und ist das Leid meiner Großfamilie. Der Onkel meines Vaters verbrannte 1948 bei dem Überfall auf den Konvoi zum *Hadassah Hospital* auf dem *Mount Scopus*. Das ist der Grund, warum ich, wie zahllose andere Juden auch, genau hinhöre, verzweifelt, wann immer irgend etwas in Israel passiert, sogar wenn der Name nur in den Nachrichten fällt.

Dieses Gefühl bleibt, aber ich gewann eine andere, neue Sicht darauf an dem Tag, als ich die schmale Straße hinaufstieg, die, am Kloster vorbei, nach *Neveh Shalom* führt.

Neveh Shalom, Wachat-al-Salam ist ein Dorf, in dem Juden, Christen und Muslime zusammenleben und sich gemeinsam für den Frieden einsetzen. Da gibt es Wohn- und Gemeindehäuser, eine Schule und einen Ort der Stille für Menschen jeden Glaubens, die kommen, um nachzudenken und Gott zu suchen.

Bald nach meiner Ankunft wurde ich gefragt, ob ich mich einer kleinen Gruppe zu einem Spaziergang in die umliegenden Hügel anschließen wolle. Als wir von dem Dorf hinabstiegen, kamen wir wieder nach *Latrun*. Hier fanden einige der schlimmsten Kämpfe während des Unabhängigkeitskrieges statt. Man kann noch die Reste der alten britischen Polizeistation sehen. Von ihrer erhöhten Lage aus kontrollierte sie die Straße nach *Jerusalem* – von der Küste landeinwärts bis zum *Sha'ar Hagai*, dem Tor zum Tal. Dort allerdings begann sie durch die steilen Schluchten in Richtung der damals belagerten Stadt anzusteigen. Nur wenige Straßen waren Angriffen schutzloser ausgesetzt als dieser Bereich. Die steinigen Hügel boten reichlich Unterschlupf, von denen aus man die langsamen Konvois aus dem Hinterhalt überfallen konnte, wenn sie die steilen Hänge hinaufkrochen. Die rostigen Überreste von ausgebrannten Autos stehen immer noch als Erinnerungsmaile am Straßenrand.

Dreißig oder mehr Jahre später standen wir also, eine gemischte Gruppe von Israelis und Arabern, an den Schützengräben. Unser Reiseleiter war ein Araber, obwohl ich nicht glaube, seine oder ihre Identität hätte irgendeinen Unterschied gemacht. „Hier“, sagte er, „waren die israelischen Schützengräben und hier die arabischen Stellungen.“ Als ich



sie so nah beieinander sah, beide vermutlich angefüllt mit denselben Ängsten, demselben Blut, demselben Sterben, verloren die Worte „unsere“ und „ihre“ für mich ihre Bedeutung. Verletzte es Eltern weniger, wenn ihr Sohn starb, weil sie in einem Dorf in Ägypten oder Jordanien oder Syrien lebten, oder aber in einem Kibbutz oder in einer Wohnung in Tel-Aviv?

Natürlich, wir sorgen uns am meisten um uns selbst. Aber wir sollten bedenken, dass jenseits unserer Unterscheidung in „unsere Toten“ und „ihre Toten“, die Toten ganz einfach alle zusammen tot sind. Und jenseits „unseres Landes“ und „ihres Landes“ und „unseres Friedens“ und „ihres Friedens“ hofft man, dass eines Tages einfach nur Friede sein wird.



Im Oktober 2010 wird Rabbiner Jonathan Wittenberg (New North London Synagogue) eine „Pilgerfahrt“ antreten, die ihn von Frankfurt am Main, den Rhein entlang wandernd, über die Niederlande zurück in die Heimat führen wird. Auf diesem Weg, den er zusammen mit seinem treuen Begleiter Mizpa, dem Hirtenhund, großenteils zu Fuß bewältigen will, plant Rabbiner Wittenberg Stationen der Begegnung einzulegen, um freundschaftliche Kontakte mit jüdischen, christlichen und muslimischen Gruppen oder Gemeinden zu knüpfen.

Dass die mehrwöchige Wanderschaft in Frankfurt beginnt, liegt in den deutschen Wurzeln von Wittenbergs Vorfahren begründet. So war sein Großvater Dr. Georg Salzberger (1882–1975) Rabbiner der liberalen Westend-Synagoge von 1910–1939. Am „Ewigen Licht“ dieser Synagoge wird Jonathan Wittenberg ein Licht entzünden, um es von der Wirkungsstätte des Großvaters als Zeichen der Verbundenheit in eine im Herbst neu einzuweihende Nord-Londoner Synagoge zu überbringen.

Aus dem Englischen von Annette Sommer

Der freie Wille

Mendel Hirsch (1891)

Die sittliche Freiheit ist nach jüdischer Auffassung das allererste und fundamentalste Vermögen, das den Menschen erst zum Menschen macht. Und was so als tatsächliche Wirklichkeit ohnehin die stillschweigende Voraussetzung eines jeden Bibelwortes bildet, wird außerdem Dtn 30,19 noch ausdrücklich ausgesprochen: „Himmel und Erde habe ich heute als Zeugen wider euch bestellt, ich habe das Leben und den Tod vor dich hingegeben, den Segen und den Fluch. *Wähle das Leben*, damit du lebest, du und deine Nachkommen, Gott, deinen Gott zu lieben, auf Seine Stimme zu hören und fest an Ihm zu hangen!“

Dass übrigens der Mensch ebensowenig wie durch die Sünden seiner ersten Stammeltern, so auch durch seine eigene Sünde die sittliche Freiheit nicht einbüße und nicht etwa aus einem sündigen nun zu einem „sündigen“ Menschen werde, diese trostreiche Wahrheit strahlt uns von jedem Blatte der Bibel entgegen, auf welchem von der Rückkehr des Sünders gesprochen wird. Da bedarf es keiner Fürsprache, keiner priesterlichen oder irgendwelcher anderen Vermittlung. Da steht das Kind unmittelbar vor seinem himmlischen Vater, und es bedarf nur der Reue, der Selbsterkenntnis und des Selbstbekenntnisses, des Wiedergutmachens, wo gegen einen Menschen gefehlt ist, und des festen Entschlusses, fortan nicht zu sündigen – und der Vater öffnet seinem fehlenden Kinde die Arme und aus Himmelshöhen tönt nach alttestamentarischer Lehre noch heute den fehlenden, reuigen Menschen das alttestamentarische Gnaden- und Erlösungswort entgegen: „Gott bleibt stets derselbe barmherzige Gott, Kraft spendend, sein Kind liebend, stets bereit zu neuer Gewährung, lange geduldig, unendlich reich an Liebe, wie an Wahrheit!“ – (Ex 34,5.)

Dass aber diese Gottesworte, die in Wahrheit die ewigen Sterne sind am Nachthimmel des sündigen Menschen, die ihn zur Rückkehr mahnen und zur Aufkehr geleiten, nach der Lehre des Alten Testaments das Verhältnis Gottes als Vaters der Menschheit nicht etwa bloß zu seinen jüdischen, sondern zu allen seinen Menschenkindern aussprechen, dafür verweisen wir statt alles anderen auf einen weltgeschichtlichen Moment, der in der ganzen Tiefe seiner mindestens doch symptomatischen Bedeutung vielleicht noch nicht hinreichend gewürdigt worden ist, in welchem gerade diese selbigen Worte im Munde eines jüdischen

Propheten auf einen großen nichtjüdischen, ja positiv heidnischen Menschenkreis angewandt werden. Und zwar erfolgt diese Anwendung nicht als eine neue Lehre, sondern es wird von ihr als einer selbstverständlichen Voraussetzung ausgegangen.

Es ist die Sendung des Propheten *Jona* an Ninive und ihr Erfolg, die wir im Auge haben. Wiederum ist es ein Frühlingsmoment in der Geschichte der Menschheit, der uns hier müht und einen Einblick in die trotz Allem und Allem doch lichte Tiefe des menschlichen Herzens uns erschließt.

Er hatte der entarteten üppigen Metropole des gewaltigen assyrischen Weltreiches den Untergang verkündet. Und siehe da, das für moderne Vorstellungen geradezu Unglaubliche geschieht. Er, der Fremde, der Jude, der in der Götterstadt, in gänzlicher Ignorierung der Staatsreligion, im Namen des Einen Einzigen die Menschen aufrief, er wird nicht von einer wütenden Volksmenge zerrissen, nicht von fanatischen Priestern gelyncht, nicht wegen Erregung von Ärgeris denunziert, ja nicht einmal wegen groben Unfugs belangt. – Die Männer von Ninive glauben seinen Worten, die Worte des Gottespropheten hatten ihr Herz getroffen. Und ein Umschwung sondergleichen erfolgt, eine mächtige Bewegung ergreift die Geister und erfasst das ganze Volk. Und die Bewegung, die vom Volke ausgegangen war, erreicht auch den Thron, und auch der König steigt herab von seinem Throne, legt den Königspurpur ab, hüllt sich in Sack und sitzt nieder in Asche. Und Gott erhört sie und ändert seinen Entschluss und lässt den gedrohten Untergang nicht eintreten.

Wodurch aber hatten sie sich dieser Erhörung würdig gemacht? Hatten sich der König und die Bewohner der Residenz bekehrt? Waren sie Juden geworden? Oder sah Gott ihren Sack und ihr Fasten, an dem sie in echt heidnischer Anschauung auch ihre armen Tiere hatten teilnehmen lassen?

„Da sah Gott“, so lehren die jüdischen Rabbinen, „nicht ihren Sack und nicht ihr Fasten, sondern: *dass sie zurückgekehrt waren von ihrem schlechten Wege*“ – und da hielt Er die Guttat der „Unbeschnittenen“ nicht etwa für „gleißende Laster“, – sondern: „da änderte er seinen Entschluss hinsichtlich des Unglücks, das er über sie ausgesprochen hatte und führte es nicht aus.“

Jona aber sprach: Ich habe dies ja voraus gewusst, „*denn Du, Gott, bist ja Kraft spendend, stets bereit zu neuer Gewährung, dein Kind liebend, lange geduldig, unendlich reich an Liebe!*“ – (Jona 4,2)

Mendel Hirsch,
3. März 1833
Oldenburg – 28.
März 1900
Frankfurt/M.
Der älteste



Sohn von Samson Raphael Hirsch war Pädagoge und Bibelkommentator, trat auch als Dichter hervor. Er studierte an den Universitäten Bonn und Berlin Philosophie, Psychologie, Literatur und Geschichte, promovierte 1854 in Thüringen und war ab 1855 Lehrer für jüdische und allgemeine Fächer an den von seinem Vater gegründeten jüdischen Mittel- und Volksschulen in Frankfurt/M. Seit 1877 war er Direktor der (1853 gegründeten) israelitischen Realschule.

Auszug aus
Mendel
Hirsch, *Das
Judentum
und die Nei-
ge des 19.
Jahrhunder-
ts*. In



mehreren Folgen in *Der Israelit*, 1891, hier S. 315–316. Wieder in: Michael Brocke / Jobst Paul (Hg.): *Gotteserkenntnis und Menschenbild. Schriften zur jüdischen Sozialethik*. Wien: Böhlau 2010. ISBN 978-3-412-20452-5.

Buchgestöber

„Ihr seid keine Juden mehr“

Lieneke ist die Jüngste der Familie van der Hoeden und gerade sechs Jahre alt, als der Weltkrieg beginnt. Mit ihren Eltern Lien und Jacob und ihren drei älteren Geschwistern Hannie, Bart und Rachel lebt sie in Utrecht, anfangs noch fast normal, bald jedoch verliert der Vater seine Stellung im Krankenhaus. Für Lieneke beginnt die schwerste Zeit ihres Lebens. Als die Familie vor den Nationalsozialisten fliehen und sich trennen muss, be-



schwört die Mutter ihre Kinder: *Von heute an ... können wir nicht mehr zusammen sein. Wir werden uns eine Zeitlang nicht sehen. Von heute an sind wir nicht mehr dieselbe Familie. Alles muss sich ändern. Ihr seid nicht mehr die, die ihr einmal wart. Ihr seid keine Juden mehr.*



Die älteste Schwester Hannie flieht in ein Kloster, Bart versteckt sich bei einem holländischen Bauern. Der Vater bringt seine jüngsten Töchter Rachel und Lieneke bei einer fremden Familie unter. Er selbst kämpft im Widerstand.



In den folgenden Jahren sind beide Mädchen gezwungen, mehrfach die Familie zu wechseln. Wenn das Getuschel im Dorf beginnt, das Risiko, entdeckt zu werden, zu groß wird, holt der Vater seine Töchter und bringt sie zum nächsten Versteck. Informationen über die anderen Familienmitglieder erhalten die Mädchen nicht, sie sollten zu ihrer eigenen Sicherheit so wenig wie möglich wissen. Als Lieneke dann auch noch von ihrer Schwester getrennt wird, fühlt sie sich einsam wie nie zuvor. Da-

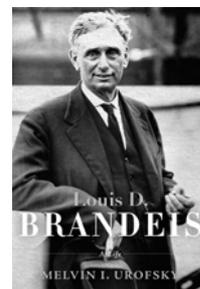
die, wie sie durch kodierte Botschaften des Vaters erfährt, in Sicherheit ist.



Lienekes Hefte sind ein einzigartiges Dokument der Liebe eines Vaters zu seiner Tochter in Zeiten des Terrors. Entdeckt wurden sie von der französischen Schriftstellerin Agnès Desarthe während eines Aufenthalts in Israel. Die französische Erstausgabe erschien 2007. Lieneke und ihre Familie überlebten die Shoa. Lieneke heißt heute Nili Goren und lebt in Israel. Ihre Hefte überließ sie dem Kindermuseum *Yad LaYeled*. *kk*

Jurist, Reformier, Zionist

Der amerikanische Rechtshistoriker Melvin Urofsky beschreibt Leben und Wirken von Louis Dembitz Brandeis (1856–1941). Es sind faszinierende Erfolgsgeschichten, deren Spuren und Wirkungen bis in die heutige Zeit der Biograph in einem spannenden Lebensbericht nachzeichnet. Brandeis, dessen Eltern im Gefolge der gescheiterten 1848er Revolutionen Prag verlassen hatten und in die Neue Welt ausgewandert waren, wird nach dem Jura-Studium in Harvard Rechtsanwalt und bringt wichtige Reformen in Politik und Wirtschaft mit auf den Weg. 1916 ernennt Präsident Wilson den „idealistische Pragmatiker“ gegen heftigen Widerstand zum ersten jüdischen Richter am *Supreme Court*. In den 23 Jahren, denen er dem Gericht angehört, wird Brandeis zum einflussreichen Architekten der amerikanischen Verfassungsrechtsprechung. Und schließlich: Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs gelingt es ihm, dem areligiösen Juden, die bis dahin zersplitterte zionistische Bewegung in den Vereinigten Staaten zu einer politisch bedeutsamen Kraft umzuformen. Sein Besuch in Palästina 1919 wird für Brandeis zum Wendepunkt seines Verständnisses der Bedeutung Palästinas für das jüdische Volk. Als Idealist sieht er in Palästina das demokratische und jüdische Land, jüdisch im Sinne der ethischen Lehren der Propheten, nicht der rituellen Vorschriften der Rabbis. Als Pragmatiker ist ihm klar, dass jetzt vor allem praktische Aufbauarbeit für das *Jewish Homeland* zu leisten ist. *jr*



Melvin I. Urofsky: Louis D. Brandeis. A Life. New York: 2009. 955 Seiten. \$ 40. ISBN 978-0-375-42366-6.



Jacob van der Hoeden: Lienekes Hefte. Aus dem Niederländischen von Edmund Jacoby. 10 Hefte im Schmuckschuber. Berlin: Jacoby & Stuart 2009. ISBN 978-3-941087-41-5. 19,95 Euro. Ab 7 Jahren und für jedes Alter

zu noch die Ungewissheit und Sorge um ihre schwer kranke Mutter. Verzweiflung kommt auf, doch eines Tages erhält sie ein kleines Heftchen, „von deinem Vater“, sagt man ihr. Von da an schickt ihr Vater jeden Monat ein Heftchen, mit Zeichnungen und lustigen Geschichten, die er liebevoll gestaltet. Für Lieneke werden die Hefte die Verbindung zur Außenwelt, zu ihrer Familie,



Die sieben Leben Heidenheims

Moritz Heidenheim wirkte als anglikanischer Kaplan und Hebraist von 1864 – 1898 in Zürich. Seine Privatbibliothek – nahezu dreitausend Bände – ist heute im Bestand der Zentralbibliothek.

Zur Welt kam Heidenheim in Worms, Erstgeborener des Wormser Kultusbeamten in ständiger finanzieller Bedrängnis, ein traditioneller Jeschiwa-

Die Judengasse in Worms vor 1900.
Das Geburtshaus Moritz Heidenheims
befindet sich rechts von der Laterne
neben dem Tor



Bocher, durchlief er die Rabbinerausbildung, ein Universitätsstudium und wurde in Gießen promoviert. Wie kommt ein angehender Rabbiner aus Worms dazu, als anglikanischer Geistlicher in Zürich zu enden und als getaufter Jude hebräische Traditionsliteratur in diesem Umfang zu sammeln? Diese Fragen ließen Olivia Franz-Klauser auf Quellsuche gehen und in sieben Jahren akribischer Forschungstätigkeit ein lesenswertes Buch schreiben.

Nein, Heidenheim schlug nicht die naheliegende Laufbahn als Rabbiner ein; er folgte den Fragen, die in ihm aufgekommen waren, spätestens seit er Spinoza gelesen hatte. Er verließ Deutschland, schiffte sich nach London ein, bewegte sich in der Auseinandersetzung zwischen Philosophie und Theologie zunehmend auf das Christentum zu. Schließlich konvertiert, begab er sich am King's College in die Priesterausbildung. Nach kurzer Wirksamkeit in der Gemeindefarbeit in London-Mayfair bewarb er sich erfolgreich auf die Stelle des Kaplans der anglikanischen Gemeinde in Zürich, die er ab 1864 über 30 Jahre lang, wiewohl zunächst getrennt, dann geschieden in ungewöhnlicher Hausgemeinschaft mit einem „Kostgänger“ lebend, ausfüllte. Zeitgleich wurde seinem Antrag auf die Venia Legendi an der Züricher Universität stattgegeben. Bereits in seiner Probevorlesung fielen seine „Specialkenntnisse“ auf dem Gebiete der hebräischen Paläographie auf. Von 1865 bis 1898 bot er Veranstaltungen an, die ein vielfältiges Themenspektrum im Bereich „Altes Testament“, semitische Sprachen, rabbinische Literatur und Schriftauslegung und gelegentlich „Neues Testament“ abdeckten. „Vierunddreissig Jahre lang bestand an der Universität Zürich ein Angebot im Bereich rabbinischer Literatur und ihres Bezuges zur christlichen Tradition, das in jener Zeit im deutschsprachigen Raum höchstens mit den Veranstaltungen Franz Delitzchs an der Universität Leipzig verglichen werden kann.“ Er betätigte sich auch als Herausgeber theologischer Periodika, publizierte selbst und forschte über die Samaritaner; die Bibel und ihre Auslegungen bildet das Herzstück seiner Büchersammlung – wohl auch „den roten Faden, der Heidenheims Leben als Jude mit seinem Leben als Christ verbindet.“ Die Rubrik Rabbinische Literatur nimmt aber den größten Raum ein, und im Unterschied zu manch anderem Konvertiten versuchte Heidenheim, seine christlichen Hörer vom Wert dieser Literatur für die christliche Theologie zu überzeugen.

Olivia Franz-Klauser schreibt umsichtig, schwungvoll detailreich. Ihre Schilderungen sind nicht nur akkurat und quellennah, sondern zugleich vergnüglich, unterhaltsam, ja spannend. Ein weiter Horizont tut sich auf, der aus unterschiedlichen Perspektiven die Lebensumstände des 19. Jahrhunderts in die Schilderung mit einbezieht – so z.B. ihre lebendige London-Charakteristik. Sehr persönlich wird Heidenheim als ältester Sohn der kinderreichen Familie porträtiert; Zitate aus Briefen zeigen die Zuneigung der Mutter zu den Kindern. Selbst die Kluft, die man in Heidenheims Taufe und anglikanischer Amtstätigkeit vermuten kann, zerstört die Familienbande nicht.

Über ihre vielfältigen Recherchen berichtet Olivia Franz-Klauser gerne in der Ich-Form. Das Recherchieren selber wird dadurch zu einem unterhaltsamen Aspekt der Darstellung, etwa wenn sie von einem Besuch bei der anglikanischen Gemeinde in Zürich berichtet, die sämtliche Unterlagen aus dem 19. Jahrhundert in einem Pappkarton aufbewahrte – als sie einige Zeit später wiederkam, um einiges von dem Material zu scannen, war der Karton „aufgeräumt“, der Inhalt nicht mehr auffindbar ...

Sympathisch ist ferner, daß es auch Bereiche gibt – geben darf –, in denen Fragen offenbleiben, die der Vermutung überlassen sind. Olivia Franz-Klauser versteht es, diese Momente zur Bereicherung ihrer Darstellung zu nutzen: Nicht nur durch dasjenige, was die Quellen hergeben, sondern gerade auch durch Darstellung dessen, was wir *nicht* genau wissen. So richtet sie unsere Aufmerksamkeit auf viele Sachverhalte, die im Leben dazugehören, die „irgendwie“ gewesen sein müssen oder könnten – selbst wenn wir nicht genau wissen, „ob“ oder „wie“ sie waren. Und Franz-Klauser füllt diese Wissenslücken mit Schilderungen, wie es gewesen sein könnte, so daß sich ein rundes, lebensnahes Bild ergibt. Gerade durch das, was sie nicht weiß (z.B. wie sich die Begegnungen mit dem Christentum im heimlichen Worms gestalteten, S. 40), oder was sich nicht bewahrheitet (z.B. S. 69: H. hatte offenbar keine Kontakte zur London Society for Promoting Christianity), gelingt es ihr, zusätzliche Informationen einzuflechten und Allgemeines mit spezifischen Einzelheiten zu verbinden.

Ein interessantes Buch, das rundum eine ungewöhnliche Biographie nachzeichnet. Klare Sprache und Struktur machen es gut lesbar, auch für QuerleserInnen.
Katrin Nele Jansen



Olivia Franz-Klauser: Ein Leben zwischen Judentum und Christentum. Moritz Heidenheim 1824–1898. Zürich: Chronos 2008. 338 Seiten. 35,20 Euro. ISBN 978-3-0340-0851-8.



Titelblatt der von Moritz Heidenheim herausgegebenen Vierteljahresschrift

Mitteilungen

Hubertus Romahn, Hamburger Sozialarbeiter, hat sich jahrzehntelang mit deutsch-jüdischer Geschichte befasst. Nun hat er einen Teil seiner Buchsammlung dem Steinheim-Institut gestiftet: 600 Bücher, zum Holocaust, zur NS-Zeit und ihren Folgen, den NS-Prozessen, zum Historikerstreit und den deutsch-israelischen Beziehungen, aber auch jüdische Literatur in deutscher Sprache. Dazu Faksimilie-Ausgaben etwa der Zeitschriften *Weltbühne* oder *Ost und West*. Die Sammlung ist eine gute Ergänzung unserer Bibliothek, das Ergebnis der vorläufigen Katalogisierung finden Sie auf unseren Webseiten. *hl/mac*

Am 6. Mai 2010 lud das Steinheim-Institut zu der im Rahmen der **Aktionstage der Bundeszentrale** für Politische Bildung organisierten Veranstaltung *Rechtstatus der Juden in Deutschland vom Mittelalter bis zur Emanzipation*. Während der an Schüler, Studierende und die interessierte Öffentlichkeit gerichteten, von unserer Mitarbeiterin Beata Mache organisierten Tagung hörten die Teilnehmer nicht nur Vorträge, sondern trugen mit ihren Diskussionsbeiträgen zum regen Austausch bei.

Katrin N. Jansen sprach über die Ansiedlung von Juden im Mittelalter. Nach einem Blick auf die Verteilung jüdischer Siedlungen deutschlandweit widmete sie sich den jüdischen Quartieren in Worms, Mainz und Speyer. Sie ordnete sie im städtischen Gesamtbild und interpretierte ihre Lage hinsichtlich der Wirtschaftstätigkeit der Juden und ihrer Stellung im gesellschaftlichen Gefüge. Eine gemeinsame Interpretation einer Textstelle aus einer mittelalterlichen Chronik über die Kreuzzugsverfolgungen beschloss den Vortrag.

Mit Gründen der europaweiten Verfolgungen befasste sich in seinem Vortrag auch Wolfgang Treue. Die Vertreibungen aus Spanien im Jahre 1492 und deren Folgen für die Lebensverhältnisse der Juden im südwestlichen und mittleren Europa bildeten den Ausgang seiner Überlegungen. Auch der wachsende Missmut der christlichen Bevölkerung über den den Juden überlassenen Geldhandel, insbesondere aber der Prozess der nationalen und religiösen Einheitsbildung wurden als Hauptmotive vieler Vertreibung referiert. Gezeigt wurden die Ziele der Emigranten innerhalb des deutschen Reichs vor allem ländliche Regionen Hessens, in denen Dorfgemeinschaften sich niederließen.

Im letzten Vortrag befasste sich Margret Heitmann mit dem langen Weg zur bürgerlichen Gleichstellung der Juden in Preußen. Sie setzte ihren Ausgang mit dem Ausbruch der Französischen Revolution an, und interpretierte ihre erste Phase als Ver-

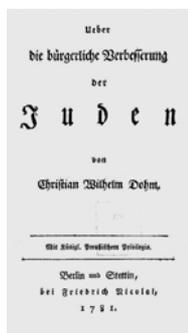
such eines Erziehungsprozesses, der Juden auf die gleichberechtigte Teilnahme am politischen, gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Leben innerhalb eines christlichen Staates vorbereiten sollte. Am Beispiel der Berliner Salons zeigte die Referentin die Dialogbereitschaft der Juden, die aber christlicherseits nicht wirklich auf Widerhall stieß. *kk*

Stillstand bedeutet Rückschritt. Getreu diesem Motto wird www.deutsch-juedische-publizistik.de, die Seite, die das Steinheim-Institut in Zusammenarbeit mit dem Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS) betreibt, regelmäßig aktualisiert und erweitert. In unserem Textarchiv finden Sie neben den Werken bedeutender deutsch-jüdischer Autoren und der *Universal-Kirchenzeitung* nun auch im Volltext aus den 1780er Jahren die vielzitierte emanzipatorische Schrift in zwei Bänden von

Christian Wilhelm Dohm: *Über die bürgerliche Verbesserung der Juden*. Auch die Analyse von Franz Reuss, die *Wirkung der Dohmschen Ausführungen auf die gebildeten Stände Deutschlands* von 1891 haben wir bereitgestellt. Alle Texte sind neu gesetzt und im Volltext les- und durchsuchbar. *akh*



Christian Wilhelm Dohm



Kalonymos wird gefördert vom Bundesministerium des Innern

IMPRESSUM

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Campus Duisburg

ISSN 1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke (verantwortlich)
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick, Annette Sommer
sowie Karina Küser und Ann-Kathrin Heidenreich (Assistenz)

Layout Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Geibelstraße 41
47057 Duisburg

Telefon +49(0)203-370071

Fax +49(0)203-373380

E-Mail kalonymos@steinheim-institut.org

Internet www.steinheim-institut.de

Druck Brendow Printmedien, 47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

„Bestimmung des Menschen“

Ute Bohmeier

Sie haben Judaistik studiert? Ich verfüge aus Familienbesitz über ein Poesiealbum mit einem Eintrag von Moses Mendelssohn“, erzählte mir vor Jahren am Rande eines Festes im Siegerland der Pfarrer i.R. Harald Maetz. Doch erst als ein Bonner Emeritus bei einer anderen Gelegenheit von studentischen Stammbüchern sprach, ahnte ich, dass es sich bei jenem „Poesiealbum“ um ein Stammbuch handeln könnte und bat, es kopieren zu dürfen, um es in Kalonymos vorzustellen.

Es ist 12,5 x 19,3, x 3 cm groß, Leder, braun, mit floralen Goldstaub-Ornamenten, Deckel und Rücken durch Wulste in fünf Felder unterteilt; das

weitere Person haben biographische Ergänzungen angefügt. Sie sind durch Schrift und Schreibgeräte unterschieden.

Kulturgeschichtlich bemerkenswert ist, dass hier neben anderen bekannten Namen (z.B. Brockhaus, Droste) die Einträge berühmter Persönlichkeiten der Aufklärung vereint sind, die Weichen gestellt haben in der Pädagogik, der Theologie und für die Entwicklung des Judentums. Aufschlussreich ist auch, was die Nachfahren Fischers dazu vermerkt haben.

Erich Maetz verweist separat und falsch zu Johann Bernhard Basedow (1723–1790) auf „Basedowes Krankheit“; später wurden auf Basedows Widmungsblatt die Lebensdaten, „Philantropischer Reformator“ etc. und „B. steht im Lexikon“ vermerkt. Basedow war Gründer und erster Leiter des Philantropins Dessau, wurde allerdings schon nach einem Jahr von Campe abgelöst. Dem eigenwilligen Mann begegnet man im 14. Buch von Goethes *Dichtung und Wahrheit*, in Carl Phillip Moritz' Roman *Andreas Hartknopf*, im *Kater Murr* von E. T. A. Hoffmann.

Von gleicher Hand wie die Lebensdaten zu Basedow stammen die zu Johann Heinrich Campe (1746–1818), dem Theologen und Philosophen, Verfasser vor allem von Erziehungsschriften, Kurator des Philantropins in Dessau 1776/77.

Der bedeutendste aller, die sich in das Stammbuch eingeschrieben haben, ist zweifellos Moses Mendelssohn. Er trug darin seine universalistische ethisch-philosophische Sentenz ein: *Wahres denken, Gutes lieben, das Beste thun*. Mendelssohn hat sein nach eigenen Worten „gewöhnliches Stammbuch-Motto“* gelegentlich variiert und manchem Freund und Besucher mitgegeben.

Die Widmung *Zum geneigten Andenken / Moses Mendelssohn* sowie Zeit und Ort „Berlin, 28. März 1777“, lassen vermuten, dass P.S. Fischer ihm nur dies eine Mal begegnet ist. Aber der protestantische Theologiestudent wusste wohl von Mendelssohns Werk und seiner Bedeutung. Anders Fischers Nachkommen: Das Blatt erhielt zwei spätere Ergänzungen: „Starb 4. Jan. 1786“ und „Dieser Moses Mendelssohn hat in idealisierter Gestalt/Lessing zu seinem Nathan Modell gestanden („Reichsboten“). Auf der gegenüberliegenden Seite hat ersichtlich später jemand vermerkt: „geboren 6.9.1729 / Dieses war der Großvater von Mendelssohn-Bartholdy“. Immerhin: Stolz sprach der verstorbene Pfarrer Harald Maetz nur von Mendelssohns Eintrag und mit Respekt von ihm als großem jüdischen Philosophen und Aufklärer.

Wahres denken, Gutes lieben, das Beste thun.

Berlin d. 28.
März 1777

Zum geneigten Andenken,
Moses Mendelssohn
Starb 4. Jan. 1786.

*Dieser Moses Mendelssohn ist in idealisierter Gestalt
Lessing zu seinem Nathan Modell gestanden („Reichsboten“)*

zweite Feld des Rückens füllt in einer geschwungenen rechteckigen, hellen Kartusche die Inschrift POUR / LA / MEMOIRE, die übrigen Felder zeigen eine von Ornamentik umgebene Raute, in deren Mitte eine Korbblüte, links und rechts Samen wie Eicheln geformt; Innendeckel und Vorsatzblatt sind rückseitig farbig bedruckt.

Es umfasst 92 Einträge, davon 49 deutsch, 34 lateinisch, 5 griechisch, 2 französisch, 1 englisch und 1 holländisch. 88 Einträge sind aus den Jahren 1774–1777, überwiegend aus Halle, 4 aus Bingham von 1802, darunter der einzige einer Frau, gegenüber dem ihres Mannes. Der älteste stammt von Johann Bernhard Basedow, Dessau 24.12.1774, der letzte aus Bingham, 1802.

Besitzer dieses Stammbuchs war Poppe Siebens Fischer, geboren 1755 in Norda/Ostfriesland, gestorben 1841 in Bingham/Ostfriesland. „Poppo Siebers Fischer“, Sohn des Siebo Heikes Fischer, Mercator aus Norda, schrieb sich am 30.4.1774 in der Universität Halle für Theologie ein. Er wurde Pfarrer und Superintendent in Bingham, wo er 1841 im 87. Lebensjahr starb – wie sein Enkel Julius Fischer, Pastor zu Baltrum, 1876 im Stammbuch vermerkt. Julius Fischer, sein Enkel Erich Maetz und eine

*Moses Mendelssohn, *Gesammelte Schriften*, JubA VI, 1 (1981), S. XXXV, S. 48 und S. 192–196.